



ALEXANDRE
DUMAS

it

DIE KAMELIENDAME

NEU ÜBERSETZT VON ANDREA SPINGLER

INSEL

Paris im 19. Jahrhundert, rauschende Feste und Champagner: Marguerite Gautier ist die Königin der Pariser Halbwelt, schön und rätselhaft. Die einzigen Blumen, die sie entgegennimmt, sind Kamelien. Als der junge Bourgeois Armand Duval sich heftig in sie verliebt, gibt sie ihr freizügiges Leben auf. Doch Armands Vater sorgt sich um das Ansehen der Familie – Marguerite ist bereit, ihre Liebe zu opfern ...

Bei seinem Erscheinen löste dieser dramatische Roman von Liebe und Entsagung einen großen Skandal aus und wurde zum Bestseller. Nun liegt *Die Kameliendame* in einer glanzvollen Neuübersetzung vor - ein wunderbares Leseerlebnis.

Alexandre Dumas (d.J.) wurde am 24. Juli 1824 in Paris geboren. Als Schriftsteller trat er in die Fußstapfen seines gleichnamigen Vaters, der ihm den Zugang in die Pariser Literatenszene ermöglichte, sich in familiären Dingen jedoch zeitlebens von seinem unehelichen Sohn distanzierte. Neben Romanen verfasste er zahlreiche Bühnenstücke und gilt als Begründer des Gesellschaftsdramas. *Die Kameliendame* ist sein bekanntestes Werk. Dumas starb am 27. November 1895 in Marly-le-Roi bei Paris.

Andrea Spingler, geboren 1949 in Stuttgart, ist seit 1980 als freie Übersetzerin tätig. Sie hat unter anderem Werke von Marguerite Duras, Alain Robbe-Grillet, Patrick Modiano, Jean-Paul Sartre, André Gide ins Deutsche übertragen. 2007 wurde sie mit dem Eugen-Helmlé-Preis für herausragende deutsch-französische Übersetzungen ausgezeichnet, 2012 mit dem Prix lémanique de la traduction. Sie lebt in Oldenburg und Südfrankreich.

ALEXANDRE DUMAS (d.J.)
Die Kameliendame

Roman

Aus dem Französischen
von Andrea Spingler

Insel Verlag

Originaltitel: La Dame aux camélias
Erstausgabe in Buchform: 1848

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2015

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe des Insel Taschenbuchs 4267

© Insel Verlag Berlin 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.

Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlag: Cornelia Niere, München

Umschlagabbildung: The Bridgeman Art Library, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

eISBN 978-3-458-78690-0

www.insel-verlag.de

Die Kameliendame

I

Meiner Ansicht nach kann man erst dann Figuren erschaffen, wenn man die Menschen genau studiert hat, so wie man eine Sprache erst dann sprechen kann, wenn man sie ernsthaft gelernt hat.

Da ich zum Erfinden noch nicht alt genug bin, begnüge ich mich damit, zu berichten.

Der Leser darf also sicher sein, daß die Geschichte, deren Protagonisten bis auf die Heldin alle noch leben, wirklich geschehen ist.

Im übrigen gibt es in Paris für die meisten der Tatsachen, die ich hier zusammentrage, Zeugen, die sie bestätigen könnten, sollte mein Zeugnis nicht ausreichen. Ein besonderer Umstand hat es allein mir ermöglicht, sie aufzuschreiben, denn nur ich wurde Mitwisser der letzten Einzelheiten, ohne die der Bericht nicht vollständig und auch nicht interessant wäre.

Diese Einzelheiten nun kamen mir folgendermaßen zur Kenntnis: Am 12. März 1847 las ich in der Rue Laffitte einen großen gelben Anschlag, auf dem der Verkauf von Möbeln und kostbaren Raritäten angekündigt wurde. Die Ursache war ein Todesfall. Die verstorbene Person wurde nicht genannt, die Versteigerung aber sollte am 16. März von zwölf bis fünf Uhr nachmittags in der Rue d'Antin Nr. 9 stattfinden.

Außerdem besagte der Anschlag, daß am 13. und 14. März Wohnung und Möbel zu besichtigen seien.

Ich war schon immer ein Liebhaber von Raritäten. Die Gelegenheit, wenn nicht welche zu kaufen, so doch wenigstens anzuschauen, wollte ich mir nicht entgehen lassen.

Am nächsten Tag begab ich mich in die Rue d'Antin Nr. 9.

Es war noch früh, trotzdem hatten sich bereits Besucher in der Wohnung eingefunden und sogar Besucherinnen, die, obschon selbst in Samt und Kaschmir gehüllt und vor der Tür von eleganten Coupés

erwartet, mit Staunen, ja, mit Bewunderung den Luxus betrachteten, der sich ihren Blicken darbot.

Später, als auch ich mit der Besichtigung begann, verstand ich die Bewunderung und das Staunen, denn es war leicht zu erkennen, daß ich mich in der Wohnung einer Kurtisane befand. Wenn es aber etwas gibt, was die Damen der Gesellschaft gerne sehen möchten, und es waren dort Damen der Gesellschaft, dann ist es das Interieur jener Frauen, die sie mit ihren Equipagen tagtäglich übertrumpfen, die wie sie und neben ihnen eine Loge in der Oper und im Théâtre des Italiens haben und die in Paris die unverschämte Opulenz ihrer Schönheit, ihres Schmucks und ihrer Skandale zur Schau stellen.

Diejenige, in deren Wohnung ich mich befand, war tot: die tugendhaftesten Frauen konnten also bis in ihr Schlafzimmer vordringen. Der Tod hatte die Luft dieses prächtigen Sündenpfuhls gereinigt, und im übrigen mochte als Entschuldigung gelten, so es denn einer bedurfte, daß diese Frauen zu einer Versteigerung erschienen, ohne zu wissen, zu wem sie da kamen. Sie hatten die Anschlagzettel gelesen, sie wollten besichtigen, was diese versprochen, und im voraus ihre Wahl treffen, ganz einfach; das hinderte sie nicht, inmitten all dieser Wunderdinge nach den Spuren jenes Kurtisanenlebens zu suchen, von dem man ihnen zweifelsohne Sonderbares berichtet hatte.

Leider waren mit der Göttin auch die Geheimnisse aus der Wohnung verschwunden, und die Damen fanden nur das vor, was jetzt, nach dem Tod, zum Verkauf stand, aber beim besten Willen nichts von dem, was zu Lebzeiten der Mieterin hier verkauft worden war.

Im übrigen gab es einiges zu erwerben. Das Mobiliar war superb. Möbel aus Rosenholz und Boulle-Arbeiten, Vasen aus Sèvres und China, Meißener Porzellanfiguren, Satin, Samt und Spitze, nichts fehlte.

Ich spazierte durch die Wohnung und folgte den vornehmen Neugierigen, die mir zuvorgekommen waren. Sie betraten ein mit persischen Stoffen ausgekleidetes Kabinett, das sie, noch bevor ich ebenfalls eintreten konnte, hastig und lächelnd wieder verließen, als schämten sie sich für diese neue Sehenswürdigkeit. Mein Wunsch

hineinzugehen wurde nur um so lebhafter. Es war das minutiös ausgestattete Ankleidezimmer, in dessen Details die Verschwendungssucht der Verstorbenen ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien.

Auf einem großen, an der Wand stehenden Tisch von drei Fuß Breite und sechs Fuß Länge funkelten lauter Kleinode von Aucoc und Odier. Es war eine wunderbare Sammlung, und keiner der unzähligen, für eine Frau wie die, bei der wir uns befanden, so unverzichtbaren Toilettengegenstände bestand aus einem anderen Metall als Gold oder Silber. Diese Sammlung freilich konnte nur nach und nach entstanden sein, und es war nicht ein und dieselbe Liebschaft, die ihr zu solcher Vollständigkeit verholfen hatte.

Da ich vor dem Anblick des Ankleidezimmers einer Kurtisane nicht zurückschreckte, untersuchte ich mit Vergnügen jede Einzelheit und stellte fest, daß all diese wunderbar ziselierten Gerätschaften mit mancherlei Initialen und unterschiedlichen Kronen gekennzeichnet waren.

Ich betrachtete diese Dinge, von denen mir ein jedes die Prostitution des armen Mädchens vor Augen führte, und dachte bei mir, daß ihr Gott wahrhaft gnädig war, denn er hatte ihr die übliche Strafe erspart und sie in ihrem Luxus und ihrer Schönheit sterben lassen, bevor das Alter, jener erste Tod der Kurtisanen, sie ereilte.

In der Tat, was ist trauriger anzusehen als das alternde Laster, besonders bei einer Frau? Es hat nichts Würdevolles an sich, es erregt kein Interesse. Die ewige Reue, nicht über den eingeschlagenen Irrweg, sondern über die falschen Berechnungen und das vergeudete Geld, ist etwas vom Betrüblichsten, was einem begegnet. Ich kannte so eine Frau mit galanter Vergangenheit, der nichts davon geblieben war als eine Tochter. Diese war beinahe genauso schön, wie ihre Mutter es, dem Urteil der Zeitgenossen zufolge, einst gewesen war, aber die Mutter sagte zu der Ärmsten immer nur dann »du bist doch meine Tochter«, wenn sie forderte, nun im Alter von ihr ernährt zu werden, wie sie früher das Kind ernährt hatte, und Louise, wie das arme Geschöpf hieß, gehorchte ihrer Mutter, gab sich willenslos, leidenschaftslos, lustlos hin, genauso wie sie

irgendeinen Beruf ausgeübt hätte, wäre denn jemand auf den Gedanken gekommen, sie einen solchen erlernen zu lassen.

Der ständige Anblick der Ausschweifung, eine frühreife, von dem stets kränklichen Zustand des Mädchens begünstigte Liederlichkeit, hatten den Sinn für Gut und Böse in ihr ausgelöscht, den Gott ihr vielleicht mitgegeben hatte, den zu entwickeln aber niemandem eingefallen war.

Ich werde mich immer an dieses junge Mädchen erinnern, das fast jeden Tag zur gleichen Zeit über die Boulevards ging. Ihre Mutter begleitete sie so beharrlich, wie es eine wahre Mutter mit ihrer Tochter getan hätte. Ich war damals sehr jung und bereit, die leichtfertige Moral meines Jahrhunderts für mich zu übernehmen. Doch ich weiß noch, daß ich angesichts dieser skandalösen Überwachung nur Verachtung und Abscheu empfand.

Hinzu kommt, daß kein Jungfrauenantlitz je solche Unschuld ausstrahlte, einen solchen Ausdruck melancholischen Leidens trug.

Die Gottergebenheit selbst, hätte man glauben können.

Eines Tages hellte sich die Miene des Mädchens auf. Inmitten der Ausschweifungen, die ihr die Mutter aufzwang, schien es der Sünderin, als würde ihr ein Glück zuteil. Denn warum sollte Gott, wenn er ihr schon keine Kraft gegeben hatte, sie auch noch ohne Trost die schwere Bürde ihres Lebens tragen lassen? Eines Tages also bemerkte sie, daß sie schwanger war, und alles, was noch keusch an ihr war, bebte vor Freude. Die Seele kennt seltsame Schlupfwinkel. Louise lief zu ihrer Mutter, um ihr die Nachricht zu verkünden, die sie so froh machte. Es ist beschämend, doch wir befassen uns hier nicht zum Spaß mit der Unmoral, wir erzählen eine wahre Begebenheit, die wir vielleicht besser verschwiegen, würden wir nicht glauben, daß man hin und wieder auf die Qualen dieser Menschen hinweisen muß, die man verurteilt, ohne sie anzuhören, die man verachtet, ohne sie zu befragen; es ist beschämend, sagen wir, doch die Mutter gab ihrer Tochter zur Antwort, es sei schon für zwei nicht viel da, für drei aber gewiß nicht genug; solche Kinder seien unnütz und eine Schwangerschaft verlorene Zeit.

Am nächsten Tag kam eine Hebamme, von der wir nicht mehr sagen müssen, als daß sie eine Freundin der Mutter war; Louise blieb danach einige Tage im Bett, und als sie sich wieder erhob, war sie blasser und schwächer denn je.

Drei Monate später erregte sie das Mitleid eines Mannes, der sich ihre moralische und körperliche Heilung angelegen sein ließ; der letzte Schlag aber war zu stark gewesen, und Louise starb an den Folgen der Fehlgeburt, die sie erlitten hatte.

Die Mutter lebt noch. Wie? Das weiß Gott.

Diese Geschichte war mir wieder in den Sinn gekommen, während ich die silbernen Toilettengegenstände betrachtete, und über meinen Gedanken mußte einige Zeit verstrichen sein, denn in der Wohnung war nun niemand mehr außer mir und einem Aufseher, der von der Tür aus genau aufpaßte, ob ich auch nichts entwendete.

Ich sprach den guten Mann an, dem ich zu so ernster Besorgnis Anlaß gab.

»Monsieur, könnten Sie mir sagen, wie die Person hieß, die hier wohnte?«

»Mademoiselle Marguerite Gautier.«

Dieses Mädchen kannte ich vom Sehen.

»Wie«, sagte ich zu dem Aufseher, »Marguerite Gautier ist gestorben?«

»Ja, Monsieur.«

»Und wann?«

»Vor drei Wochen, glaube ich.«

»Und warum läßt man die Wohnung besichtigen?«

»Die Gläubiger dachten, für die Versteigerung könnte das förderlich sein. Die Leute sehen schon vorher, welche Wirkung die Stoffe und Möbel haben, verstehen Sie, das regt zum Kaufen an.«

»Hatte sie denn Schulden?«

»Oh, Monsieur, eine Menge.«

»Aber durch den Verkauf werden sie sicherlich getilgt?«

»Mehr als das.«

»Und wem kommt dann der Überschuß zu?«

»Ihrer Familie.«

»Hat sie denn Familie?«

»Es scheint so.«

»Danke, Monsieur.«

Der Aufseher, nun nicht mehr besorgt, grüßte mich, und ich ging hinaus.

Armes Mädchen, dachte ich auf dem Heimweg, sie muß sehr traurig gestorben sein, denn in ihrer Welt hat man nur Freunde, solange es einem gutgeht. Und ob ich wollte oder nicht, dauerte mich das Schicksal Marguerite Gautiers.

Es mag vielen Leuten lächerlich erscheinen, aber ich habe unendliche Nachsicht mit den Kurtisanen, und ich mache mir nicht einmal die Mühe, diese Nachsicht zu hinterfragen.

Als ich einmal zur Präfektur ging, um einen Paß abzuholen, sah ich in einer Nebenstraße ein Mädchen, das von zwei Polizisten abgeführt wurde. Ich weiß nicht, was das Mädchen getan hatte, alles was ich sagen kann, ist, daß sie unter heißen Tränen ein wenige Monate altes Kind küßte, von dem sie durch ihre Verhaftung getrennt wurde. Seit diesem Tag habe ich nie mehr eine Frau auf den ersten Blick verachten können.

II

Die Versteigerung sollte am 16. stattfinden.

Zwischen Besichtigung und Verkauf war ein Tag Pause eingelegt worden, damit die Handwerker Zeit hatten, Wandbespannungen, Vorhänge und so weiter abzunehmen.

Damals kam ich von einer Reise zurück. Es war nur normal, daß Marguerites Tod nicht zu den Ereignissen gehörte, von denen einem Freunde sofort berichten, wenn man in die Hauptstadt der Neuigkeiten zurückkehrt. Marguerite war schön, doch so viel Aufsehen das extravagante Leben jener Frauen erregt, so wenig tut es ihr Tod. Es sind

Sonnen, die untergehen, wie sie aufgegangen sind, ohne Glanz. Von ihrem Tod, falls sie jung sterben, erfahren alle ihre Liebhaber gleichzeitig, denn die Liebhaber eines bekannten Mädchens haben in Paris fast alle vertrauten Umgang miteinander. Sie tauschen ein paar Erinnerungen an sie aus, und ihr Leben geht weiter, ohne daß es durch diesen Zwischenfall auch nur von einer Träne getrübt wird.

Tränen sind, wenn man fünfundzwanzig ist, heutzutage etwas so Seltenes geworden, daß man sie nicht an die erstbeste verschwenden kann. Selbst Eltern, die dafür bezahlen, daß man sie beweint, werden es höchstens wegen der Summe, die sie es sich kosten lassen.

Ich mit meiner vorhin eingestandenen instinktiven Nachsicht, meinem natürlichen Mitleid, ich mußte, obwohl keiner von Marguerites Toilettengegenständen meine Initialen trug, länger an ihren Tod denken, als sie es vielleicht verdiente.

Ich erinnerte mich, Marguerite sehr oft auf den Champs-Élysées begegnet zu sein, wo sie täglich in einem von zwei herrlichen Pferden gezogenen kleinen blauen Coupé erschien, und an ihr eine Vornehmheit bemerkt zu haben, die bei ihresgleichen eher unüblich ist, eine Vornehmheit, die ihre wirklich außergewöhnliche Schönheit noch betonte.

Wenn diese unglücklichen Geschöpfe ausfahren, werden sie stets von irgend jemandem begleitet.

Da kein Mann sich gern öffentlich zu den nächtlichen Beziehungen bekennt, die er mit ihnen unterhält, und da sie die Einsamkeit fürchten, nehmen sie entweder eine der weniger Glücklichen mit, die keinen Wagen besitzen, oder eine jener alten Kokotten, deren Koketterie durch nichts begründet ist und die man bedenkenlos ansprechen kann, wenn man Näheres über die, denen sie Gesellschaft leisten, erfahren will.

Mit Marguerite verhielt es sich anders. Sie kam mit ihrem Wagen, in dem sie sich so unsichtbar wie möglich machte, stets allein auf die Champs-Élysées, im Winter in einen großen Kaschmirschal gehüllt, im Sommer sehr einfach gekleidet; und obwohl sie auf ihrer bevorzugten Wegstrecke viele Leute traf, die sie kannte, war ihr Lächeln, wenn sie

zufällig jemandem eines schenkte, nur für diesen allein sichtbar. Eine Herzogin hätte so lächeln können.

Sie promenierte nicht vom Rond-Point bis zum Eingang der Champs-Élysées, wie es alle ihre Kolleginnen tun und taten. Ihre beiden Pferde brachten sie rasch in den Bois de Boulogne. Dort stieg sie aus dem Wagen, ging eine Stunde spazieren, stieg wieder ein und kehrte mit ihrem Gespann im Trab nach Hause zurück.

All diese Beobachtungen, die ich hatte machen können, zogen an meinem inneren Auge vorüber, und ich bedauerte den Tod dieses Mädchens, wie man die Zerstörung eines schönen Kunstwerks bedauert.

Eine bezauberndere Schönheit als die Marguerites war nämlich kaum vorstellbar.

Fast schon übertrieben groß und schlank, besaß sie im höchsten Grade das Geschick, durch die Anordnung ihrer Kleidungsstücke diesen Mangel der Natur wettzumachen. Ihr Kaschmirschal, dessen Spitze die Erde berührte, gab auf beiden Seiten die breiten Volants eines Seidenkleides frei, und der dicke Muff, der ihre Hände verbarg und den sie an ihre Brust drückte, war von so kunstvoll gelegten Falten umrahmt, daß auch das anspruchsvollste Auge nichts an ihren Umrissen zu beanstanden hatte.

Auf den wunderhübschen Kopf verwandte sie besondere Sorgfalt. Er war sehr klein, Musset würde sagen, ihre Mutter hatte ihn wohl so gemacht, weil sie ihn sorgfältig machen wollte.

Denken Sie sich in einem Oval von unbeschreiblicher Anmut schwarze Augen, überwölbt von feinen Brauenbögen, die wie gemalt wirken; verschleiern Sie diese Augen mit langen Wimpern, die, wenn sie sich senken, Schatten auf den rosa Teint der Wangen werfen; zeichnen Sie eine schmale, gerade, geistreiche Nase, die Nasenflügel leicht geweitet von einer brennenden Sehnsucht nach dem sinnlichen Leben; dazu einen regelmäßigen Mund, dessen Lippen sich anmutig auf milchweiße Zähne öffnen; verleihen Sie der Haut jenes Samtge der Pfirsiche, die noch keine Hand berührt hat, und Sie haben das ganze reizende Köpfchen.

Das pechschwarze Haar, natürlich gewellt oder nicht, teilte sich auf der Stirn in zwei breite Bänder, die sich um den Kopf legten, wobei sie ein

Stück der Ohren freiließen; daran funkelten zwei Diamanten im Wert von jeweils vier- bis fünftausend Francs.

Wie unverändert Marguerites Gesicht, trotz ihres fiebrigen Lebens, den jungfräulichen, ja kindlichen Ausdruck bewahrte, der typisch für sie war, das können wir nur feststellen, ohne es zu verstehen.

Marguerite besaß ein wunderbares Porträt, das Vidal von ihr angefertigt hatte, der einzige, der mit seinem Stift imstande war, sie wiederzugeben. Dieses Porträt habe ich, nach ihrem Tod, einige Tage zu meiner Verfügung gehabt, und es war von so erstaunlicher Ähnlichkeit, daß es mir bei den Beschreibungen half, für die mein Gedächtnis vielleicht nicht ausgereicht hätte.

Manche Einzelheiten in diesem Kapitel habe ich erst später erfahren, doch ich erwähne sie gleich, um sie nicht nachtragen zu müssen, wenn die bemerkenswerte Geschichte dieser Frau beginnt.

Marguerite versäumte keine Premiere und verbrachte all ihre Abende im Theater oder beim Tanz. Jedesmal, wenn ein neues Stück gegeben wurde, konnte man sicher sein, sie zu sehen und dazu die drei Dinge, von denen sie sich nie trennte und die stets auf der Brüstung ihrer Parkettloge lagen: ihr Opernglas, eine Tüte mit Naschwerk und ein Strauß Kamelien.

Fünfundzwanzig Tage im Monat waren die Kamelien weiß, an fünf Tagen waren sie rot; man hat nie herausgefunden, was es mit diesem Farbunterschied auf sich hatte, den ich erwähne, ohne ihn erklären zu können, und den das Stammpublikum der von ihr frequentierten Theater und ihre Freunde ebenso bemerkt haben wie ich.

Marguerite ist nie mit anderen Blumen gesehen worden, immer nur mit Kamelien. So nannte man sie bei ihrer Floristin, Madame Barjon, schließlich die Kameliendame, und dieser Beiname ist ihr geblieben.

Außerdem wußte ich, wie alle, die in Paris einen gewissen Umgang pflegen, daß Marguerite die Mätresse der elegantesten jungen Leute gewesen ist, daß sie selbst kein Hehl daraus machte und diese sich dessen sogar rühmten, was bewies, daß Liebhaber und Mätresse miteinander zufrieden waren.

Seit ungefähr drei Jahren freilich, seit einer Reise nach Bagnères, lebte sie, wie es hieß, nur noch mit einem alten, ungeheuer reichen ausländischen Herzog zusammen, der versuchte, sie so weit wie möglich von ihrem vergangenen Leben fernzuhalten, was sie sich anscheinend recht bereitwillig gefallen ließ.

Folgendes hat man mir darüber erzählt.

Im Frühjahr 1842 war Marguerite so schwach, so verändert, daß die Ärzte ihr eine Badekur verordneten und sie nach Bagnères aufbrach.

Unter den Kranken dort befand sich auch die Tochter des Herzogs, die nicht nur an der gleichen Krankheit litt, sondern obendrein Marguerite so ähnlich sah, daß man sie für Schwestern hätte halten können. Nur war die junge Herzogin bereits im dritten Stadium der Schwindsucht und erlag ihr wenige Tage nach Marguerites Ankunft.

Der Herzog war in Bagnères geblieben, so wie man auf dem Boden bleibt, in dem ein Stück des eigenen Herzens begraben liegt, und erblickte eines Morgens Marguerite an einer Wegbiegung.

Er meinte den Schatten seines Kindes vor sich zu haben und ging auf sie zu, ergriff ihre Hände, küßte sie weinend und flehte, ohne sie zu fragen, wer sie sei, um die Erlaubnis, sie wiedersehen und in ihr das lebendige Abbild seiner toten Tochter lieben zu dürfen.

Marguerite, die in Bagnères mit ihrem Mädchen allein war und im übrigen keine Angst hatte, sich zu kompromittieren, gewährte dem Herzog, worum er sie bat.

In Bagnères hielten sich Leute auf, die Marguerite kannten und sich berufen fühlten, den Herzog von der wahren Stellung Mademoiselle Gautiers in Kenntnis zu setzen. Es war ein Schlag für den Greis, denn hier hörte die Ähnlichkeit mit seiner Tochter auf, doch es war zu spät. Die junge Frau war seinem Herzen zum Bedürfnis geworden und für ihn der einzige Grund, die einzige Entschuldigung, daß er immer noch lebte.

Er machte ihr keine Vorwürfe, er hatte nicht das Recht, ihr etwas vorzuwerfen, aber er fragte sie, ob sie sich in der Lage sähe, ihr Leben zu ändern, und bot ihr für dieses Opfer alle Entschädigungen, die sie sich nur wünschen konnte. Sie versprach es.

Man darf nicht vergessen, daß Marguerite, eine schwärmerische Natur, damals krank war. Eine der Hauptursachen für ihre Krankheit schien ihr die Vergangenheit zu sein, und so hoffte sie abergläubisch, Gott werde ihr Schönheit und Gesundheit gewähren im Austausch gegen Reue und Umkehr.

Tatsächlich hatten die Bäder, die Spaziergänge, die natürliche Müdigkeit und der Schlaf sie einigermaßen wiederhergestellt, als der Sommer zu Ende ging.

Der Herzog begleitete Marguerite nach Paris, wo er sie weiterhin besuchte wie in Bagnères.

Dieses Verhältnis, von dem man nicht recht wußte, wie es entstanden und wodurch es motiviert war, erregte hier beträchtliches Aufsehen, denn der Herzog, der für sein großes Vermögen bekannt war, machte jetzt durch seine Verschwendungssucht auf sich aufmerksam.

Die Nähe zwischen dem alten Herzog und der jungen Frau schrieb man der bei reichen Greisen so häufigen Libertinage zu. Man vermutete alles, nur nicht das, was tatsächlich war.

Die Gefühle dieses Vaters für Marguerite hatten aber eine so keusche Ursache, daß jede nicht rein seelische Beziehung ihm wie Inzest vorgekommen wäre, und er sagte niemals ein Wort zu ihr, das seine Tochter nicht hätte hören dürfen.

Der Gedanke liegt uns fern, aus unserer Heldin etwas anderes zu machen, als sie war. Sagen wir also, solange sie in Bagnères weilte, war es nicht schwer, das Versprechen, das sie dem Herzog gegeben hatte, zu halten, und sie hielt es; zurück in Paris aber, wollte es dem an Zerstreungen, an Bälle, gar an Orgien gewöhnten Mädchen scheinen, als müßte sie in ihrer nur von den regelmäßigen Besuchen des Herzogs unterbrochenen Einsamkeit vor Langeweile sterben, und sie sehnte sich glühend nach ihrem früheren Leben.

Dazu kommt, daß Marguerite schöner denn je von dieser Reise zurückgekehrt war, daß sie erst zwanzig Jahre zählte und daß die eingedämmte, aber nicht besiegte Krankheit weiterhin diese fiebrige Begierde bei ihr auslöste, von der Lungenleiden fast immer begleitet sind.

Der Herzog empfand also großen Schmerz an dem Tag, als seine Freunde, ständig auf der Lauer nach einem Fehltritt der jungen Frau, mit der er sich, wie sie meinten, kompromittierte, ihn davon in Kenntniss setzten und den Beweis erbrachten, daß Marguerite Besuche empfing, sobald sie sicher war, daß er nicht mehr kam, und daß diese Besuche sich oft bis zum nächsten Tag hinzogen.

Zur Rede gestellt, gestand sie dem Herzog alles und riet ihm ganz aufrichtig, sich nicht mehr um sie zu kümmern, denn sie fühle sich der eingegangenen Verpflichtung nicht gewachsen und wolle nicht länger die Wohltaten eines Mannes annehmen, den sie betrüge.

Der Herzog blieb ihr eine Woche fern, mehr vermochte er nicht, am achten Tag flehte er Marguerite an, ihn wieder zu empfangen, und er versprach ihr, sie hinzunehmen, wie sie sei, wenn er sie nur sehen dürfe, und er schwor, ihr nie einen Vorwurf zu machen, und wenn er sterben müßte.

So standen die Dinge drei Monate nach Marguerites Rückkehr, das heißt im November oder Dezember 1842.

III

Am 16. begab ich mich um ein Uhr in die Rue d'Antin.

Am Hoftor hörte man schon die Rufe der Auktionskommissare.

Die Wohnung war voller Neugieriger.

Alle Berühmtheiten des eleganten Lasters waren da, verstohlen gemustert von einigen vornehmen Damen, die den Verkauf noch einmal zum Vorwand genommen hatten, um Frauen aus der Nähe zu betrachten, mit denen sie sonst nie zusammengekommen wären und die sie vielleicht heimlich um ihre leichtfertigen Vergnügungen beneideten.

Die Herzogin F... stand dicht neben Mademoiselle A..., einem der traurigsten Exemplare unserer modernen Kurtisanen; die Marquise de T... zögerte, ein Möbelstück zu kaufen, auf das Madame D... bot, die

eleganteste und bekannteste Ehebrecherin unserer Zeit; der Herzog Y..., von dem es in Madrid heißt, er ruiniere sich in Paris, und in Paris, er ruiniere sich in Madrid, und der alles in allem nicht einmal seine Einkünfte ausgibt, plauderte mit Madame M..., einer unserer geistreichsten Geschichtenerzählerinnen, der es ab und zu beliebt, das Erzählte aufzuschreiben und mit ihrem Namen zu zeichnen, während er gleichzeitig vertrauliche Blicke mit der schönen Madame de N... wechselte, die sich vorzugsweise in Rosa oder Blau kleidet und auf den Champs-Élysées ihren Wagen von zwei großen Rappen ziehen läßt, die Tony ihr für zehntausend Francs verkauft und ... die sie ihm bezahlt hat; Mademoiselle R... schließlich, der allein ihr Talent doppelt so viel einbringt wie den Damen von Welt ihre Mitgift und dreimal soviel wie den anderen ihre Liebschaften, war trotz der Kälte gekommen, um ein paar Dinge zu erstehen, und sie zog nicht die wenigsten Blicke auf sich.

Wir könnten noch viele Personen nennen, die in diesem Salon versammelt waren und nicht wenig staunten über das Zusammentreffen; doch wir müßten befürchten, den Leser zu langweilen.

Es sei nur erwähnt, daß alle von ausgelassener Fröhlichkeit waren und daß viele der anwesenden Frauen die Verstorbene gekannt hatten, woran sie sich aber nicht zu erinnern schienen.

Es wurde laut gelacht; die Kommissare schrien aus vollem Hals; die Händler, die sich auf den Bänken vor den Verkaufstischen drängten, versuchten vergeblich, die Leute zum Schweigen zu bringen, um ruhig ihre Geschäfte abwickeln zu können. Nie hat es eine buntere, eine lärmendere Versammlung gegeben.

Ich mischte mich bescheiden unter den Tumult und dachte traurig daran, daß das arme Geschöpf, dessen Möbel man nun versteigerte, um Schulden zu tilgen, in dem Zimmer gleich nebenan sein Leben ausgehaucht hatte. Eher zum Schauen als zum Kaufen gekommen, betrachtete ich die Gesichter der Lieferanten, in deren Auftrag die Versteigerung stattfand und deren Mienen jedesmal erstrahlten, wenn ein Gegenstand einen Preis erzielte, den sie nicht erhofft hatten.

Ehrbare Leute, die auf die Prostitution dieser Frau spekuliert, hundertprozentigen Gewinn mit ihr gemacht, sie in ihren letzten Lebenstagen mit Zahlungsbefehlen verfolgt hatten und nach ihrem Tod kamen, um die Früchte ihrer ehrenwerten Berechnungen zu ernten und zugleich die Zinsen für ihre schändlichen Kredite einzustreichen.

Wie recht das Altertum hatte, das für Händler und Diebe nur einen einzigen Gott kannte!

Kleider, Kaschmirschals, Schmuck verkauften sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Nichts von alldem sagte mir zu, ich wartete noch.

Plötzlich hörte ich rufen:

»Ein Buch, hervorragend gebunden, Goldschnitt, mit dem Titel *Manon Lescaut*. Handschriftliche Eintragung auf der ersten Seite. Zehn Francs.«

»Zwölf«, sagte eine Stimme nach ziemlich langem Schweigen.

»Fünfzehn«, sagte ich.

Warum? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich wegen der handschriftlichen Eintragung.

»Fünfzehn«, wiederholte der Versteigerungskommissar.

»Dreißig«, rief der erste Bieter in einem Ton, der nicht zuzulassen schien, daß man weiterbot.

Es wurde zu einem Kampf.

»Fünfunddreißig!« rief ich im selben Ton.

»Vierzig.«

»Fünfzig.«

»Sechzig.«

»Hundert.«

Ich muß gestehen, hätte ich Aufsehen erregen wollen, es wäre mir vollkommen geglückt, denn bei diesem Gebot wurde es ganz still und man schaute mich an, denn man wollte wissen, wer der Herr war, der so entschlossen schien, diesen Band zu besitzen.

Offenbar hatte die Art, wie ich mein letztes Wort betonte, meinen Gegenspieler überzeugt: er zog es vor, einen Kampf aufzugeben, der nur bewirkt hatte, daß ich für den Band das Zehnfache seines Werts bezahlen mußte, und sagte mit einer Verbeugung, sehr nett, wenn auch etwas spät:

»Ich gebe auf, Monsieur.«

Da niemand mehr etwas sagte, bekam ich den Zuschlag.

Weil ich eine neuerliche Unnachgiebigkeit fürchtete, in der mich mein Stolz vielleicht unterstützt hätte, die meiner Brieftasche aber sicherlich sehr schlecht bekommen wäre, ließ ich den Band, mit meinem Namen versehen, auf die Seite legen und ging. Ich muß den Leuten Rätsel aufgegeben haben, die Zeugen der Szene fragten sich zweifellos, mit welcher Absicht ich hundert Francs für ein Buch bezahlt hatte, das ich überall für zehn oder höchstens fünfzehn Francs bekommen konnte.

Eine Stunde später ließ ich meine Erwerbung abholen.

Auf der ersten Seite befand sich in eleganter Schrift eine Widmung, mit der Feder geschrieben von demjenigen, der das Buch verschenkt hatte. Die Widmung bestand nur aus den Worten:

Manon für Marguerite,
in Demut

Sie war unterzeichnet mit Armand Duval.

Was sollte das heißen: in Demut?

War es ihr Vorrang in der Ausschweifung oder in den Dingen des Herzens, die Manon nach Meinung dieses Armand Duval bei Marguerite anerkennen mußte?

Die zweite Möglichkeit war wahrscheinlicher, denn die erste wäre eine Unverschämtheit gewesen, die Marguerite nicht hingenommen hätte, wie auch immer sie über sich selbst dachte.

Ich ging noch einmal aus und befaßte mich erst abends beim Schlafengehen wieder mit dem Buch.

Gewiß, die rührende Geschichte der *Manon Lescaut* ist mir bis in alle Einzelheiten vertraut, doch ich fühle mich jedesmal wieder von ihr angezogen, wenn ich das Buch in die Hand bekomme, ich schlage es auf und lebe zum hundertsten Mal mit der Heldin des Abbé Prévost. Diese Heldin ist so wahrhaftig, daß mir scheint, ich hätte sie gekannt. Durch den Vergleich zwischen ihr und Marguerite bekam nun die Lektüre einen

unerwarteten Reiz für mich, und aus meiner Nachsicht wurde Mitleid, ja, fast Liebe zu dem armen Mädchen, dessen Nachlaß ich das Buch verdankte. Manon war zwar in einer Wüste gestorben, aber in den Armen des Mannes, der sie aus tiefster Seele liebte, der ihr, als sie gestorben war, ein Grab aushob, es mit seinen Tränen benetzte und sein Herz hineinlegte; Marguerite dagegen, eine Sünderin wie Manon und vielleicht reuig wie sie, war inmitten von prächtigstem Luxus gestorben, wenn ich dem Augenschein trauen durfte, in ihrem gewohnten Bett, dem Bett ihrer Vergangenheit, aber auch mitten in einer Wüste des Herzens, die noch viel ausgetrockneter, noch viel größer, noch viel unbarmherziger war als die, in der Manon begraben war.

Tatsächlich soll Marguerite, wie ich von einigen Freunden erfuhr, die über ihre Lebensumstände in der letzten Zeit informiert waren, in den zwei Monaten ihrer langsamen und schmerzhaften Agonie keinen wirklichen Trost an ihrem Sterbelager empfangen haben.

Meine Gedanken wanderten von Marion und Marguerite weiter zu denjenigen, die ich kannte und die ich fröhlich einem ganz ähnlichen Tod entgegengehen sah.

Arme Geschöpfe! Wenn es schon Unrecht ist, sie zu lieben, dann ist es doch das mindeste, daß man sie bedauert. Wir bedauern den Blinden, der nie das Licht des Tages gesehen, den Tauben, der nie die Akkorde der Natur vernommen, den Stummen, der nie seine Seelenregungen in Worte fassen konnte, aber wir bringen, unter dem verlogenen Vorwand der Scham, kein Bedauern auf für die Blindheit des Herzens, die Taubheit der Seele, die Stummheit des Gewissens, die diese Unglücklichen um den Verstand bringen und es ihnen unmöglich machen, das Gute zu sehen, auf den Herrn zu hören und die reine Sprache der Liebe und des Glaubens zu sprechen.

Hugo schrieb *Marion Delorme*, Musset *Bernerette*, Alexandre Dumas *Fernande*, Dichter und Denker aller Zeiten haben gegenüber der Kurtisane Barmherzigkeit geübt, und manchmal hat ein vornehmer Mann sie durch seine Liebe und sogar seinen Namen rehabilitiert. Ich betone diesen Punkt, da viele meiner Leser vielleicht jetzt schon das Buch verwerfen wollen,

von dem sie befürchten, es handle sich bloß um eine Apologie des Lasters und der Prostitution, und das Alter des Autors bestärkt sie zweifellos in dieser Befürchtung. Wer so denkt, sollte seinen Irrtum einsehen, und falls dies seine einzige Befürchtung war, sollte er weiterlesen.

Ich bin ganz einfach überzeugt von einem Prinzip, das da lautet: einer Frau, der das Gute nicht anerkennen wurde, eröffnet Gott fast immer zwei Wege, die sie dorthin führen; diese Wege sind der Schmerz und die Liebe. Sie sind beschwerlich; diejenigen, die sie einschlagen, laufen sich die Füße blutig, reißen sich die Hände auf, überlassen dabei aber auch das Prunkgewand des Lasters den Dornenranken und kommen mit jener Nacktheit ans Ziel, für die man sich vor dem Herrn nicht schämen muß.

Wer diesen mutigen Pilgerinnen begegnet, soll sie unterstützen und überall berichten, daß er ihnen begegnet ist, denn indem er darüber spricht, weist er den Weg.

Es ist nicht damit getan, am Eingang des Lebens zwei Schilder aufzustellen, eins mit der Aufschrift: *Pfad des Guten*, das andere mit der Warnung: *Pfad des Bösen*, und die Ankommenden aufzufordern: Wählt! Wie Christus müssen wir jenen, die sich zunächst in Versuchung führen ließen, Wege zeigen, die sie vom zweiten zum ersten Pfad zurückbringen; und vor allem dürfen diese Wege am Anfang nicht zu schmerzhaft sein, und nicht ungangbar erscheinen.

Das Christentum ermutigt uns mit seinem wunderbaren Gleichnis vom verlorenen Sohn zu Nachsicht und Vergebung. Jesus war voller Liebe für die von den menschlichen Leidenschaften verletzten Seelen, und es gefiel ihm, den Balsam, der sie heilen sollte, den Wunden selbst zu entnehmen. So sagte er zu Magdalena: »Dir sind viele Sünden vergeben, denn du hast viel geliebt«, eine erhabene Vergebung, aus der ein erhabener Glaube erwachsen sein muß.

Warum sollten wir strenger sein als Christus? Warum sollten wir uns stur der Meinung dieser Welt anschließen, die sich hart gibt, damit man sie für stark hält, und Seelen zurückweisen, aus deren offenen Wunden das Übel der Vergangenheit quillt wie das böse Blut bei einem Kranken